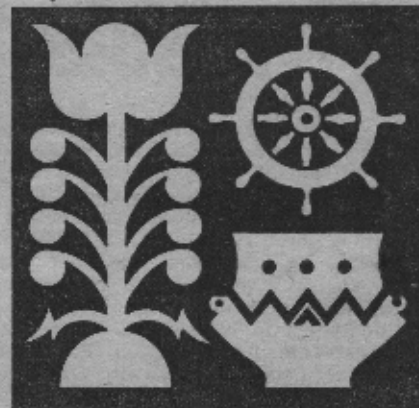


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatsbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Nr. 253
Januar 1971



Neue Arbeiten zur Bremerhavener Stadtgeschichte

Bremerhaven ist eine junge Stadt mit alter Geschichte. — Dieser Satz ist vielfacher Ausdeutung fähig. Er soll unter anderem andeuten, daß schon vor den Stadtwerdungen der einzelnen Teilstädte wie Lehe, Geestemünde und Bremerhaven im 19. bzw. im 20. Jahrhundert bereits eine beachtliche Geschichte vorhanden war. Andererseits war beispielsweise der Weg zu kulturellen Einrichtungen und zu einem ausgeprägten historischen Bewußtsein erst dann frei, als die städtische Entwicklung fortgeschritten und den einzelnen Orten Stadtrechte verliehen worden waren. Daher war Bremerhaven, das zuerst städtischen Charakter trug, nicht nur Herz und Mitte der Unterweserorte, sondern bereits im 19. Jahrhundert das erste kulturtragende Gemeinwesen an der Unterweser überhaupt.

Die historische Reflexion setzte zunächst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ein. So ist es wiederum kein Zufall, daß in den Jahren 1927 und 1928 die drei großen Stadtgeschichten von Bessel, Schröder und Behrens über Bremerhaven, Lehe und Geestemünde vorgelegt werden konnten. Die Städte hatten ihre Selbstdarstellungen verlangt und erhalten. Dies alles war jedoch nicht der Abschluß, sondern der Anfang wissenschaftlicher historischer Forschung in den Unterweserorten. Es sollte sich in den nächsten Jahrzehnten zeigen, daß größere Zusammenfassungen und Darstellungen nur möglich waren auf Grund detaillierter Einzelarbeiten, die erst Voraussetzungen und Grundlagen für umfassende Darstellungen auf wissenschaftlicher Grundlage abgeben. Erst lange nach dem 2. Weltkrieg, etwa seit 1955, konnte überhaupt mit diesem Vorhaben begonnen werden. Während ein erheblicher Teil der bisherigen Arbeiten sich wenig oder kaum auf die Akten des städtischen Archivs stützte, sollte sich dies nun allmählich ändern. Bis 1965 erschienen mehrere Arbeiten zur jüngeren Stadtgeschichte, die sich vornehmlich mit den Zusammenschlüssen der einzelnen Teilstädte an der Unterweser bis in die Gegenwart hinein beschäftigten. Seit 1965 wurden die Bemühungen des Archivs intensiviert, insbesondere Arbeiten zur jüngeren Geschichte Bremerhavens anzuregen und zu fördern. Insgesamt 17 Staatsexamensarbeiten bzw. Arbeiten zur ersten Lehrprüfung sind selbster entstanden. Sie wurden in Bremen, Göttingen, Oldenburg und Hamburg eingereicht und gründen zu einem erheblichen Teil auf den Aktenbeständen des Stadtarchivs Bremerhaven. Außerdem erschien im letzten Jahr die Dissertation von Ursula Lutze zum Thema: Bremerhaven, Werdegang und heutige Bedeutung eines Seehafens. Daneben sind noch mehrere Semester- und Seminararbeiten zu nennen, die ebenfalls Themen zur jüngeren und jüngsten Bremerhavener Stadtgeschichte betreffen.

Verschiedene Themenkreise sind in diesen Arbeiten behandelt worden. Historisch-politische Themen der jüngsten Vergangenheit finden ihren Niederschlag in Arbeiten wie „Von der Bürgermeisterverfassung zur Magistratsverfassung in Bremerhaven (1879—1922)“, „Der Arbeiter- und Soldatenrat in den Unterweserorten 1918—1919“, „Soziale Maßnahmen in den Unterweserorten nach dem 1. Weltkrieg“, „Der Antisemitismus in der Stadt Bremerhaven während der nationalsozialistischen Herrschaft“, „Wesermünde (Bremerhaven) im Luftkrieg 1933—1945“, „Kriegswirtschaft und Versorgung in Wesermünde während des 2. Weltkrieges“, „Die letzte Kriegszeit 1945 in und um Wesermünde (Bremerhaven)“, „Die Entwicklung der Selbstverwaltung in Bremerhaven nach 1945“, „Die politischen Parteien in den Unterweserstädten vor der Machtergreifung und ihre Auflösung“.

Eine Reihe pädagogisch-historischer Arbeiten basieren ebenfalls auf Materialien des Stadtarchivs. Auch hier mögen Themen genannt werden: „Schulpolitik in Bremerhaven 1919—1924“, „Das höhere Mädchenschulwesen in Bremerhaven in der Zeit

zwischen 1908 und 1938“, „Die Ursprünge des berufsbildenden Schulwesens der heutigen Stadt Bremerhaven“, „Die Entwicklung des Englischunterrichts in den Bremerhavener Volksschulen nach 1945“, „Die geschichtliche Entwicklung des Werkunterrichts in den Volksschulen Bremerhavens“, „Die Bremerhavener Kombinatsschule“, „Das Exemplarische in der Heimatkunde“. Daneben stehen Arbeiten über den Fischereihafen und das Fischereiwesen sowie auch bereits über Leherheide-West. Schließlich mag noch eine Arbeit genannt werden, die aus den Zeitungsbeständen des Stadtarchivs entstanden ist, wobei vornehmlich „Die Zeit“ benutzt wurde, mit dem Titel „Führungswechsel im sowjetischen Regierungssystem und seine Darstellung in Zeitungen der Bundesrepublik“.

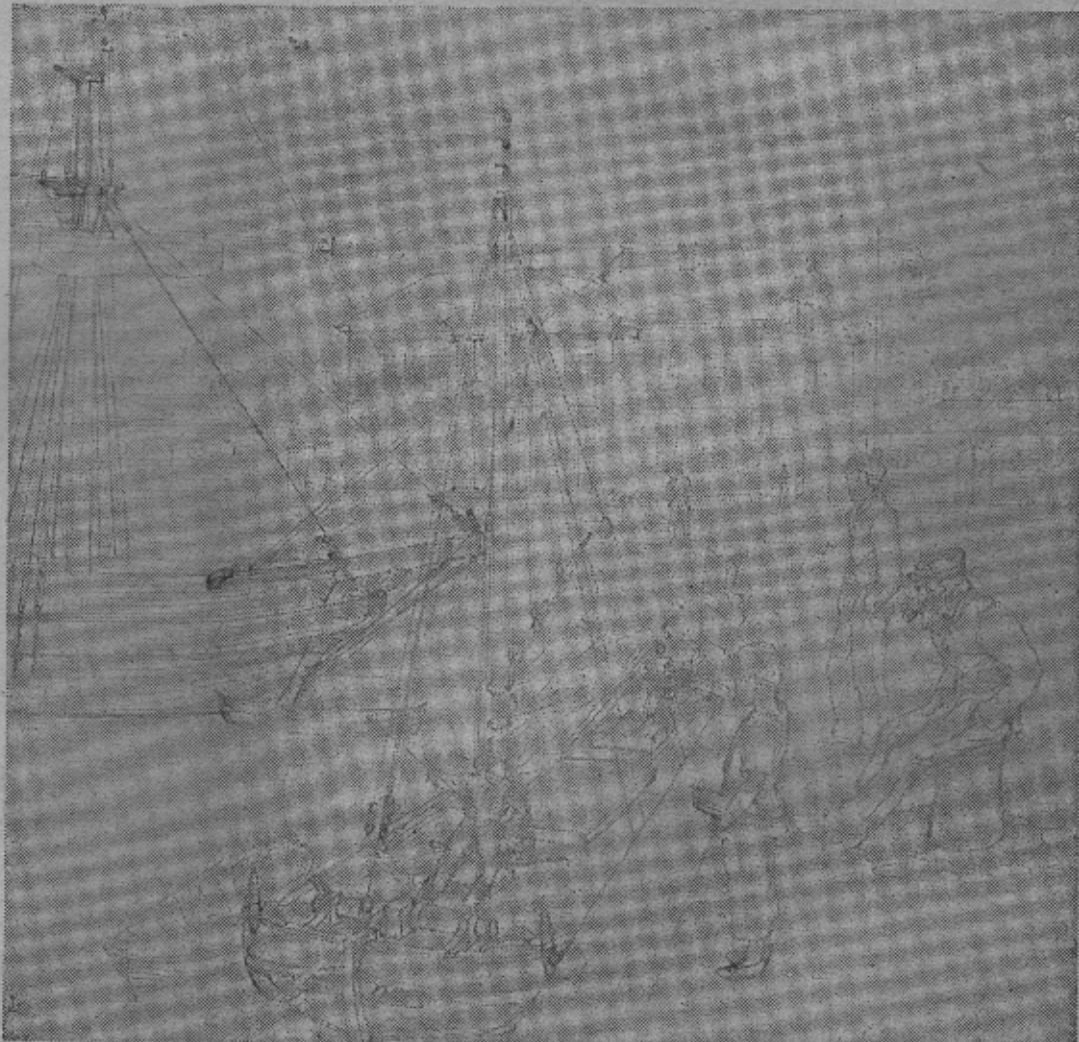
Mit diesen Arbeiten sind wesentliche Bereiche der neueren und neuesten Stadtgeschichte erfaßt und aufbereitet worden. Eine Reihe dieser maschinenschriftlichen Arbeiten dürfte sich nach Überarbeitung zur Veröffentlichung eignen.

Ein zweiter Schwerpunkt der Publikationen betrifft die Frühgeschichte des Unterweserraumes. In diesem Bereich sind mehrere Arbeiten erschienen bzw. erscheinen gerade jetzt im Morgenstern-Jahr-

buch. Hier sollen nur zwei Titel genannt werden: „Mittelalterliche Wüstungen im Stadtgebiet Bremerhaven mit Blick auf die Unterweserregion“ und „Die Wüstung Winthusen im Gebiet der Stadt Bremerhaven“. Als dritter Schwerpunkt der Arbeit hat sich die Darstellung der Zusammenschlüsse der Teilstädte im 19. und 20. Jahrhundert herausgebildet. Hier können Titel genannt werden wie „Die Vereinigung Geestendorfs mit Geestemünde 1888/89“ und „Einführung der städtischen Verfassung in Geestemünde 1913“. Der frühere Stadtarchivar Meyer hatte bereits vor 1965 wesentliche Beiträge zu diesem Thema geliefert.

Neben diesen Arbeiten stehen noch solche wie „Verleihungen des Ehrenbürgerrechts durch die Stadt Bremerhaven und ihre Vorgängergemeinden (1885—1965)“. Auch Dissertationen und andere wissenschaftliche Arbeiten zu bremischen Themen und Problemen des Unterwesergebietes konnten in den letzten 5 Jahren aus den Beständen des Stadtarchivs heraus gefördert werden.

Eine Bibliographie zur Geschichte Bremerhavens, die etwa 1800 Titel erfaßt hat, ist abgeschlossen und kann veröffentlicht werden.



In den ersten Jahrzehnten nach der Gründung Bremerhavens leitete ein bremischer Amtmann die Verwaltung des Hafenortes. Von 1832 bis 1850 war es Dr. jur. Daniel Thulesius, dessen Enkel, der spätere Prof. Daniel Thulesius, im ersten Weltkrieg für die Familienchronik diese Bleistiftzeichnung vom Süde des Alten Hafens fertigte. Das Bild gehört zu einer Sammlung von Freihandzeichnungen und Aquarellen von Architekturen, Häfen und Schiffen, die im Morgensternmuseum ausgestellt sind.

Plattdeutsche Vereine in USA

Schon vor 350 Jahren führen Landsleute aus unserer Gegend über den großen Teich. Sie nahmen die alte Heimat in ihrem Herzen mit und vergaßen sie nicht bis auf den heutigen Tag. Besonders nach den beiden Weltkriegen spürten wir den Pulsschlag ihrer Herzen. Wir schulden ihnen großen Dank. Im Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 49/1968 lieferte H. E. Hansen einen ausführlichen Bericht über den Zusammenschluß der Plattdeutschen in New York. Verwalter des vom Volksfest-Verein gegründeten „Fritz-Reuter-Altshaus“ ist gegenwärtig Henry Wittschief, der mit seiner Frau Sophie 1955 aus Kührstedt nach Amerika auswanderte. Er hat die Verwaltung im Jahre 1960 übernommen. Während eines Besuches in der alten Heimat mußte er mit Erstaunen und Betrübnis feststellen, wie wenig bei uns hier über das Denken und Streben der Plattdeutschen drüben bekannt ist.

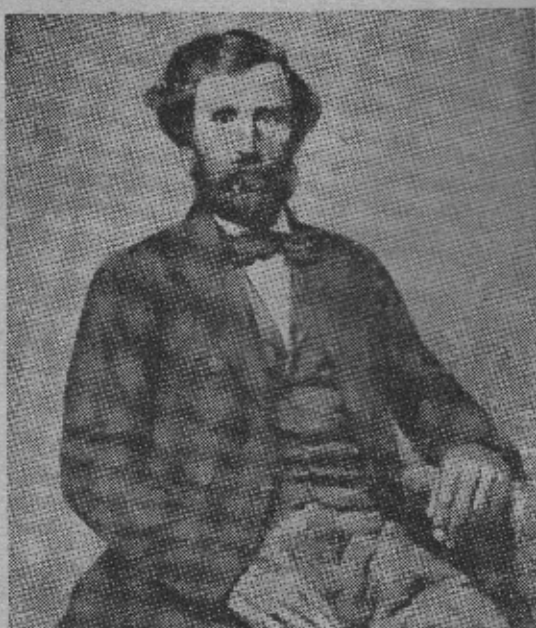
Die meisten Landsleute schluckte die Hudson-Metropole. Otto Lohr, wohl der beste Kenner der deutsch-amerikanischen Verhältnisse, stellte fest, daß unter den Holländern, die Neu-Amsterdam gründeten, schon zahlreiche Niederdeutsche waren. Die Kirchenbücher der Gemeinden „New York“ und „Fort Oranien“ weisen aus, daß unter den ersten Siedlern ein Fünftel bis ein Viertel Deutsche waren, darunter zwei Hamburger; doch gingen diese Familien im späteren englischen Strom unter. Das äußere Zeichen dafür ist die Um- und Neubildung der Familien. So hieß ein Mann aus Kleve später Cleave und seine Nachkommen Cleef oder Cleaf.

Gar oft wird übersehen, welche Rolle das deutsche Element in den USA spielte. Hier nur ein paar kurze Hinweise: John Peter Zenger war der Begründer der Pressefreiheit, Konrad Weiser machte sich einen Namen als Kolonisator und Indianerfreund, General Steuben kämpfte an der Seite Washingtons und erhielt den Namen „Held von Yorktown“, General Krüger, der in Deutschland geboren ist, war im 2. Weltkrieg Kommandeur im Pazifik. Martin Börsmann, der den Beverstedter Club gründete, bildete mit Klaus Groths Unterstützung den „Plattdeutschen Volksfest-Verein“. Den Dichter Wilhelm Fricke nannte man drüben den „Fritz Reuter von Amerika“. Ihm und Gustav Holthausen aus Stotel stand die Zeitschrift „Uns Modersprok“ zur Verfügung. Fricke schrieb an Franz Grabe in Lüdningworth, als er die Zeitschrift eingehen lassen mußte: „In Amerika mußt allens groot sin, und to'n grote Zeitung is mien Geldbüdel to lött.“

Deutsches Blut strömte in den Adern von Eisenhower, Roosevelt und in Jacob Schurman. Karl Schurz, der seinen Freund, den Dichter Gottfried Kinkel, aus dem Gefängnis in Spandau befreite, brachte es in Washington gar zum Minister. Johann G. Wesselhöft aus Hannover gab in Philadelphia die Wochenschrift „Die Alte und die Neue Welt“ heraus, und Dr. Oswald Seidensticker, der Sohn eines Rechtsanwaltes, war Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität in Philadelphia.

Norbert Zimmermann, der ganz Nordamerika bereiste, schrieb 1934 in seiner Schrift „Der Siedlungsweg der Niedersachsen über die Erde“, daß er dort 17 Orte und Städte mit dem Namen Hamburg getroffen habe und 12 Hannover, 7 Braun-

schweig, 5 Bremen und 5 Minden. Auch die Namen Holstein, Emden und Altona waren vertreten. In der Dekade 1850–1860 landeten in New York 951 667 Deutsche. Besonders stark war die Auswanderung während der Jahre 1848 und 1866. Heimattreue Hannoveraner schickten nach der Besetzung Hannovers ihre Söhne nach drüben, damit sie nicht den preußischen Soldatenrock zu tragen brauchten. So sandte der Wurster Bauer von Lehe seinen Sohn Erich auf eine Farm in Minnesota. Heimweh aber trieb ihn nach neun Jahren in die Heimat zurück, wo er nun beim 3. Bataillon 75 in Stade seiner Dienstpflicht genügen mußte. Als Vorsitzender der Männer vom Morgenstern und als Mitglied der Landwirtschaftskammer hat er später seiner Heimat trenn gedient.



Gerhard Heinrich Hollenberg, der Begründer der Stadt Hannover in Kansas, USA

Im 19. Jahrhundert bildeten sich allerorten deutsche Vereine, um die plattdeutsche Sprache zu pflegen. Es entstanden Klubs, Liedertafeln und Schützenvereine nach heimischer Art in New York, Chicago etc. In New York entstand der Rotenburger Club, der Amt Hagener Club, der Bremerländer Verein, der Beverstedter Club, der Haderer Club, die Amt Otterndorfer Society, der Wannauer Verein, der Bremerhavener Club, der Altlüneberger Club, der Cuxhavener Verein „Alte Liebe“, der Verein der Stoteler, der Loxstedter und der Ringstedter sowie der Verein Unterweser. Im ganzen schlossen sich 152 Vereine zusammen, davon allein 75 in New York.

Der „Plattdeutsche Volksfestverein“ in New York und Umgebung bildete sich 1875, und zwar durch einen Aufruf des aus Elfershude im Kreis Wesermünde stammenden Martin Börsmann, dessen Verwandte dort noch auf ihrem Stammhofe saßen. Er war Vorsitzender des „Beverstedter Clubs“ und

stand dauernd mit Klaus Groth in brieflicher Verbindung. Zuerst waren es 31 Vereine, die sich zusammenschlossen und sich das Ziel setzten, jedes Jahr ein großes Volksfest abzuhalten, um auf diese Weise Geld für wohltätige Zwecke zusammenzutragen. In Brooklyn entstand ein solcher Verein 1883. Der Gedanke erwies sich als sehr segensreich. Im Jahr 1888 spendete man für die Flutopfer in Dannenberg 500 \$ und im nächsten Jahre für die Bewohner von Flögeln, die durch einen Brand geschädigt waren. Als in Hamburg die Cholera hauste, sandten die Plattdeutschen 10 000 Mark. Bis 1892 spendete man 820 000 \$ für die alte Heimat. Doch auch die Notleidenden in Amerika vergaß man nicht. Man plante den Bau eines Altersheims für die „Muddings und Vaddings“. Nach dem 20. Volksfest kaufte man für 100 000 \$ im Union-Hill-Schützenpark ein Grundstück, und 1898 konnte die feierliche Ecksteinlegung erfolgen. Die Rede hielt Senator Rudolph Rabe, ein gebürtiger Otterndorfer. Schon im Mai 1899 konnte der Bau bezogen werden.

Die Kriegsjahre brachten dem „Volksfest-Verein“ mancherlei arge Sorgen. Die Schüsse von Serajewo erschütterten die Welt. Sofort setzte eine Hilfsaktion für die gefallenen deutschen Soldaten ein. Der Botschafter Graf von Bernstorff erhielt dreimal 10 000 \$ ausgehändigt. Daneben mußten auch die Schulden für das Altersheim abgetragen werden. Und dann begann die Hetze gegen die Deutschen. Der Pöbel empfieng durch die Behörden Rücken- und Halssteiche. Alles, was deutsch war, wurde geschmäht. Präsident Wilson hatte bei einem Besuch des Helms die Deutschen als das beste Bürgerelement bezeichnet, und nun nannte er sie die „Bindestrich-Amerikaner“. Er schürte den Haß und brach die Beziehung zu Deutschland ab, obwohl die Amerika-Deutschen treu ihre Pflicht gegen den Staat erfüllten, in dem sie lebten. Dreimal zeichneten sie Kriegsanleihen und sammelten für das Rote Kreuz. Erst am 1. Juli 1919 wurde das beschlagnahmte Haus zurückgegeben, aber an der Liberty-Feier nahmen sie nicht teil. Der Höhepunkt im Leben der Landsleute nach dem Schweigen der Kanonen war der Besuch der Heimat mit dem Hapag-Dampfer „Hansa“ im Jahre 1922. Als das Schiff die Elbe hinauffuhr, standen auf den Deichen die Leute und winkten mit weißen Tüchern. Tausende auch bei Wedel und Blankenese. Und dann der Jubel in Hamburg. Man schüttelte die Hände, fiel sich um den Hals, und in vielen Augen standen Tränen der Freude. Kein König und kein Kaiser hatte jemals einen so stürmischen Empfang. Ein Besuch in Bremen schloß sich an. Die plattdeutschen Vereine in Bremen und Bremerhaven begrüßten die Gäste, die mit dem Zuge kamen, in der Lloydhalle.

Und dann kam 1939 der 2. Weltkrieg. Diesmal erfolgte keine Beschlagnahme, und die Kinder besuchten weiter ihre deutsche Schule. Der erste Soldat, der bei der Invasion in Frankreich den Boden betrat, war — ein Deutschamerikaner. Das in New York gebildete „Hilfswerk“ sandte von 1946–1950 39 371 Paar Kinderschuhe, 721 260 Pfund Sojabohnen, 48 633 Pfd. Schmalz, 3750 wollene Bettdecken, 3400 Sweater und 25 000 Pfd. getragene Kleidungsstücke, 6699 Pfd. Nahrungsmittel und für 13 400 \$ Hospitalzubehör. Dazu kamen die vielen, vielen CARE-Pakete von Bekannten und Verwandten, fürwahr ein Werk der Nächstenliebe, das nicht vergessen ist und nie vergessen wird.

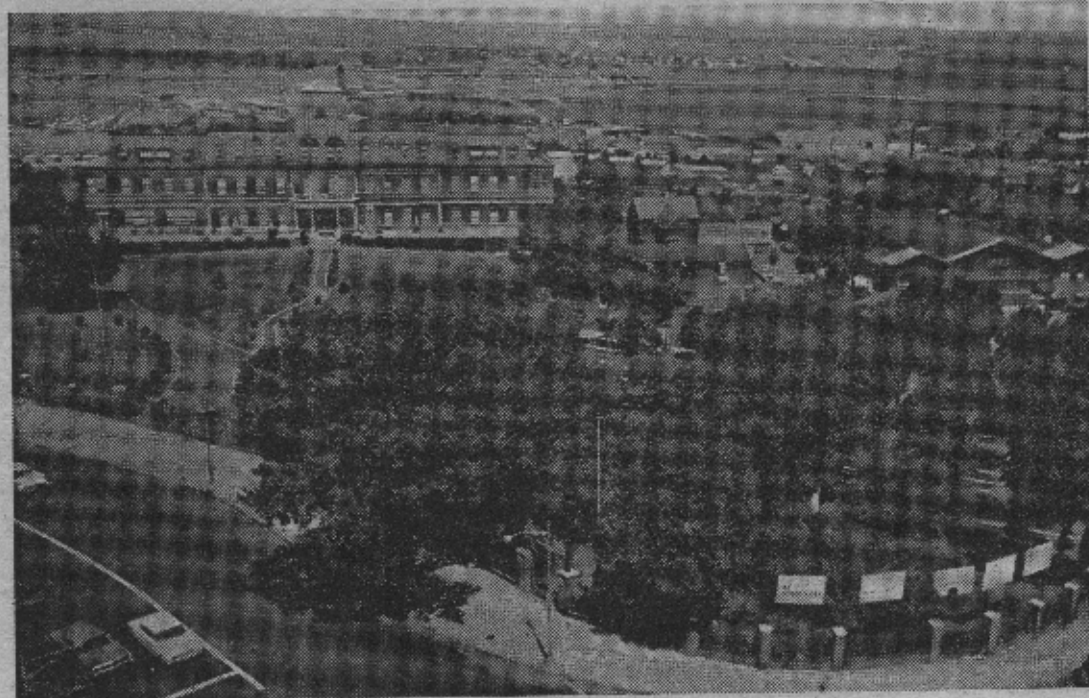
Trotzdem vergaß man drüben auch nicht die eigenen Alten, die kein „Hüskun“ hatten. Das stattliche Heim beherbergt z. Z. 80 alte Personen. Da gibt es einen Speisesaal, eine Küche, eine Bibliothek, eine Kapelle und auch eine Abteilung für Kranke und auch gar manche Erinnerungen an Fritz Reuter; ein Bild vom Grab des verehrten Dichters in Eisenach, Originalaufzeichnungen des Dichters an der Schiller-Feier und einer Körner-Feier und außerdem das Manuskript von Reuters „Kein Hüsing“, das die Gattin des Dichters dem Volksfestvereinen schenkte. In einem Schrank stehen Reuter-Werke und an der Wand sieht man sein Bild aus dem Jahre 1870. Er starb am 12. Juli 1874 in seiner Villa in Eisenach.

Zum Schluß eine Bitte: Es gibt drüben noch Vereine, in denen Frauen und Männer aus unserer Gegend zusammengeschlossen sind: den Osterholzer Verein, den Zevener Club, den Land Wurster Club, den Wannauer Verein, den Amt Ostener Club, den Steinauer Club, den Nordledaer Verein, den Altlüneberger Club und den Verein der Unterweserorte. Man möchte wünschen, daß unsere Heimatfreunde den alten „Vaddings und Muddings“ im Heim die Heimatzeitung, den Heimatkalender und auch Bücher unpolitischer Inhalts für das Lesezimmer und die Bücherei senden würden als Zeichen des Dankes für alles, was unsere plattdeutschen Brüder und Schwestern in allerschwierigster Zeit gespendet und geopfert haben.

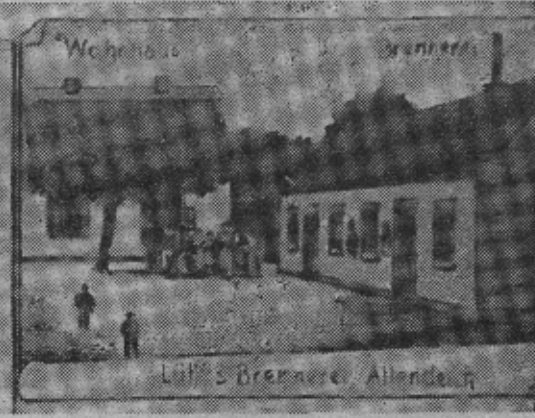
Hier die Anschrift:

Fritz-Reuter-Altshaus
3161 — Kennedy Boulevard
North Bergen
New York 07047 / USA

J. J. Cordes, Bremerhaven



Das Fritz-Reuter-Altshaus in New York



Erinnerungen eines Wurster Landarztes (1)

Wie sich die Welt verändert, sieht man wohl am besten an der Mode. Dabei muß man dann bedenken, daß die Mode ein Ausdruck innerer Haltung und überhaupt allgemeiner Lebensanschauungen ist. In meiner Jugend waren die Frauen oben zugeknöpft bis unter das Kinn, und unten durfte man kein Stück des Strumpfes (aus Wolle!) sehen, jedenfalls hatten wir Jungens sofort rot zu werden, wenn das Unglück es doch mal so wollte. Miniröcke wären damals auch unmöglich gewesen! Mein Vater drückte es so aus: „Die hat auch so einen wehmütigen Zug um die Beine.“ Es gab aber auch ganz „fortschrittliche“ Menschen, die sich nicht scheuten, unter freiem Himmel im Meer draußen baden zu wollen. Einmal durfte ich mit dorthin. Es stand da eine Holzbude auf Pfählen, in der man sich umziehen konnte, einer nach dem anderen. Die Frauen hatten ein Badekostüm mit drei Stockwerken Rüschen, die erste Etage oben, wo wir den Busen nur vermuten durften, die zweite in der Mitte und die letzte unten an der halben Wade. Diese Rüschen waren etwa 12-15 cm lang, und am Rande saß noch eine Litze oder kleine Spitze. Das Ganze würde heute als Ballkleid vollauf genügen. Ich hatte natürlich keine Badehose. Meine „verbotenen“ Körperteile wurden dafür mit einem Nachthemd zugedeckt. So stieg ich nach dem Umkleiden die Treppe hinunter, und mir ist noch heute das Lachen der Frauen in Erinnerung, das aufklackerte, als ein Windstoß mein Hemd aufblähte und anhub. Das darauf fällige Erröten bringe ich allerdings heute nicht mehr zustande.

Das ganze Leben lief damals in ruhigen, langsamen Bahnen. Autos gab es nicht, das schnelle Vorwärtsschreiten war ganz an die Pferde gebunden. Wir hatten davon vier Stück im Stall stehen. Morgens kam das eine Paar dran, am Nachmittag das andere. Im Wagen las mein Vater beim Rauch einer Zigarre dann die Zeitung. So kam er dann unmerklich und ganz gemütlich unter „Eide“ Zügel-führung in die anderen Dörfer. Oft fuhr ich mit und lernte allmählich die große Welt kennen. Dabei passierte auch das, was in mir den Wunsch erweckte, auch Arzt zu werden: Wir waren noch keine 50 m gefahren, da kam mit verbundenem Auge ein Bauer aufgeregt winkend an den Wagen gelaufen: „Ick hew wat in't Oog kregen. Dat deiht mächtig weh.“ Mein Vater blieb ruhig sitzen, nahm das Tuch vom Auge weg, klappte das Unterlid herunter — und da lag ein Weizenkorn darunter. Er schnippte es mit dem Finger weg und ließ das Lid wieder in seine Lage zurück. „Is nu beeter?“ — „Jo, nu is weg! Gott sei Dank! Dat wer doch nich uttoholen. — Denn so will ich glik betohlen. Wat mokt dat?“ — „Mark“, sagte mein Vater. Es hatte eine Minute gedauert. Eine Mark! Das war für mich ein Vermögen damals. Da stand es bei mir fest: Du wirst auch Doktor! Und dieses Verlangen ist im ganzen Leben bei mir nie in Frage gestellt worden. Es blieb ganz von selbst das Ziel meiner damals noch unausgesprochenen und später auch aller bewußten Gedanken. Hinzu kam natürlich auch das Vorbild meines Vaters und das mit seinem Beruf zusammenhängende Ansehen, das er genoß.

Dies letztere hatte er aber auch seinen persönlichen Eigenschaften zu verdanken. Die gingen nicht, wie es heute der Fall ist, im hektischen Getriebe des Tages unter, sondern jeder Mensch konnte in einer Art geistiger Einsamkeit seinen Charakter entwickeln, und jeder hatte auch meist Zeit und Gelegenheit genug, ihn vor den Zeitgenossen darzulegen.

Die beste Gelegenheit dazu bot der tägliche Stammtisch, den mein Vater regelmäßig zu besuchen pflegte, im Wurster-Hof bei „Atje“ Siers, jeden Tag von 6—7 Uhr. Das war bekannt im ganzen Lande, und wer von den Kreisen, die ein Recht hatten, dort mitmachen zu dürfen, es einrichten konnte, der ließ keine Gelegenheit aus, um einmal den Geist dieser Zusammenkünfte zu kosten. Zweifellos war mein Vater der Mittelpunkt dieses Kreises. Ich möchte wohl all die kleinen, schönen Schenke wiederholen können, die an so einem

Abend dort hin und her gingen! Beim Aufnehmen des Skates wurde gemurmelt: „Samuel, hilf!“ Und wenn es gut gegangen: „Szüh, hott hulpen. Geiht doch nix öbern vernünftigen Obergloben!“ Und wenn er mal einen „herumreißen“ konnte, dann sagte mein Vater: „Und sie trugen einen Toten heim, und der war stumm.“ — Auch Atje höre ich noch, wenn er meinte, seinem Gegenspieler eins auswischen zu können: „Nu — nu wöt wi doch mol sehen, ob wi em nicht dolkleien könt!“

Dort habe ich auch, als ich später selbst mitgehen durfte zu diesen Sitzungen, das herzlichste Lachen meines Vaters gehört, das ich je von ihm vernommen. Wir waren kaum dort, da wurde Vater abgerufen zu seinem Schulkameraden im Nachbarort, wo eine Geburt im Gange war. Der Bruder des werdenden Vaters, ein Viehhändler aus dem Norden des Landes, war gerade als Gast auch anwesend und blieb absichtlich so lange dort, bis mein Vater zurück wäre, um zu erfahren, wie die Geburt in der Familie des Bruders abgelaufen war. Es ging auch sehr schnell und gut vonstatten. Ein Mädchen war geboren, als er hinkam, und ein

pfiff und jaulte es erst eine ganze Weile laut und leise, bis dann mal ein Ton irgendwie erschien, der aber meist in neuem Gejaule erstarb. Als Antenne war ein Draht aus einem Fenster zum gegenüberliegenden Hause gespannt. Den bekam eines Tages ein Arbeiter zu sehen, der mit einem Kameraden da vorbeiging. Mit offenem Munde blieb er stehen: „Wa's dat?“ Sein Kumpel wußte es: „Weest dat nich? Dor holt se de Musik mit ut de Luft. De ganze Luft ist stif vull Musik!“ So begann das neue Zeitalter!

Wenn man damals Musik hören wollte, mußte man schon ein Konzert besuchen, und das war ja mit Reiseschwierigkeiten verbunden. Mein Vater nahm aber, wenn auch selten, diese Mühen wohl mal im Interesse seiner Familie auf sich. Gefragt, wie es gewesen wäre, hörte ich seine Antwort. Der Slang heißt eigentlich: „Singen kann sie wie 'ne Lerche, aber Waden hät sie nicht.“ Das wandelte er ab: „Waden hat sie, wie 'ne Lerche, aber singen kann sie nicht!“ In solchen verdrehenden Schnäcken war mein Vater groß.



Junge folgte schnell und ohne weitere Komplikationen. So konnte mein Vater berichten — er war nur eine gute Stunde lang weg gewesen —: „Bi Dittmer sünd Twendels ankommen. Alles god to Weg.“ Das sehe ich noch das Gesicht des Bruders — der in kinderloser Ehe ja auch verheiratet war — „Twendels?“ — „Jo, Jung und n' Deern.“ Eine ganze Weile schwieg der neue Onkel, dann schüttelte er lange den Kopf, und fast mit einem Seufzer kam traurig seine Rede: „Ick weet uck gornich, dat de Lühd sick nich son beeten mäßigen könt!“ — Ja, so habe ich meinen Vater kaum je wieder lachen hören wie nach dieser Trauerrede!

Atje hatte auch das erste Radio, wenn man das Ding so nennen will. Ich sehe es noch, wie er daran drehte: Eine aufrecht stehende gewickelte Rolle bewegte man damit hin und her, und dann

Das ganze Leben lief damals ruhiger, besinnlicher ab. Es gab noch kein Telefon! Gut entsinne ich mich noch der vielen Telegramme, die der Postbote fast täglich brachte, fast immer mit dem gleichen Text: „Sofort kommen!“ Später kriegten wir dann das Telefon Nr. 15, der andere Arzt Nr. 16 und — sinnigerweise — die Apotheke die Summe dieser zwei Zahlen, Nr. 31. Die Apotheke war in Händen eines Berliners mit Namen Thiele. Das war ein kleiner, beweglicher Mann. „In ein gomischet Land bin ick hier jekommen, da essen die Leite Jrasspitzen . . .“, sagte er u. a. Damit meinte er den Röhrkohl, den es ja nur hier an der Küste gibt und den wir heute noch gern essen! Er wächst ja nur in salzigem Brackwasser unmittelbar an der Küste. Die jungen Kümmelpflanzen dagegen, die

Erinnerung eines Wurster Landarztes

Fortsetzung

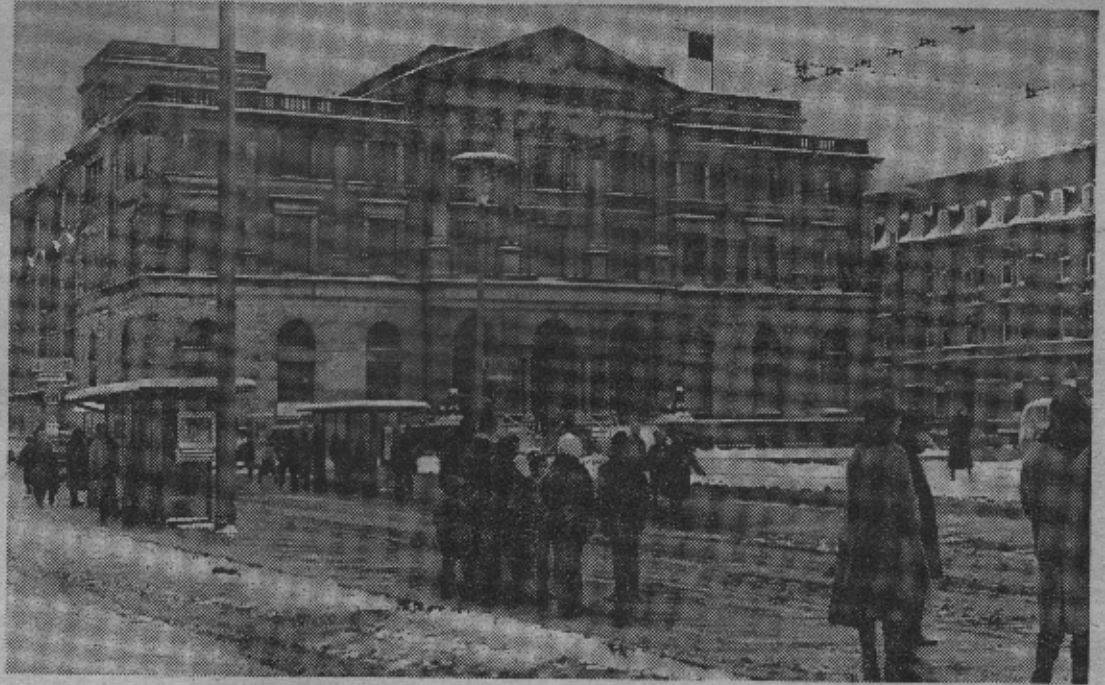
auch als Kohl vielfach verzehrt werden, gedeihen auch binnenlands und werden begeistert „gestochen“. Sie sind das erste „Gemüse“ im Jahresablauf, und Gemüse gab es nur aus eigener Erzeugung im eigenen Garten, durch Einwecken, Trocknen oder ein anderes Verfahren wohl erweitert und etwas in die Länge gezogen. Sonst aber war die Zeit des frischen Gemüses ganz an die Ernte gebunden. Röhre und Kümmel waren dann der richtige Frühlingsanfang! Und mein Vater soll gesagt haben: „Wenn die Röhre kummt, hett de Doktor nix mehr to dohn!“ Vielleicht aber war damit nur der Wandel der Jahreszeit gemeint...

Ruhe und Besinnlichkeit ging auch aus von der Verarbeitung der Milch. Sie mußte am Hofe selbst verarbeitet werden, denn Molkereien gab es nicht. In vielen, vielen „Setten“ wurde sie im Keller aufgestellt und durfte so bis zum nächsten Tag stehen, damit der Rahm sich absetzte. Am nächsten Morgen wurde die lange Reihe mit einem Löffel abgerahmt in eine „Butterkarre“, ein unten weites und oben engeres Holzgefäß, das oben mit einem durchlöcherten Deckel verschlossen werden konnte. Durch das Loch im Deckel war ein Stiel mit einem mehrfach gelochten Brett gesteckt, den wir dann feste auf und ab bewegen durften. Dadurch wurde der Rahm dann auf die Dauer zu Butter, und das war alles, was damals „verwertet“ wurde. Der Rest, die „Magermilch“, wurde für Schweinemast und als Kälberfutter verwandt. Da hatte die Frau des Hauses genug zu tun, denn alles mußte mit der Hand getan und auf seinen Platz getragen werden. Allein konnte sie das nicht schaffen, daher gehörten auch zu jedem Hofe mehrere Arbeiterfamilien, die mit all ihren Mitgliedern eingesetzt wurden, wie es am günstigsten sich einrichten ließ. Zu kleinen Nebenarbeiten wurden auch Kinder schon früh mit herangezogen, denn die Arbeiter selbst hatten schwere Arbeit genug.

Früh morgens, wenn es draußen noch dunkel war, ging schon um 3 Uhr das Dreschen auf der Diele an, mit dem Dreschflügel. Zu dritt oder viert wurde so im Takt auf die ausgebreiteten Garben eingedroschen, und das gab nach dem Ton der einzelnen Flögel und der Anzahl der Drescher dann immer eine bestimmte Melodie, die ich heute noch zu hören meine, so einprägsam und charakteristisch war sie. — Wenn ich bei meiner Großmutter war, der Herrin eines großen Hofes, wurde ich davon geweckt und guckte dann durch das kleine Fenster, das immer von den Kammern zur Diele

führte, welches aber von innen mit einer kleinen Jalousie „geschlossen“ werden konnte, auf die Arbeiter, und die schwingenden und niedersausenden Flögel sehe ich noch vor mir. Um 7 Uhr gab es dann ein Essen, das diese schwere Arbeit wohl verlangte: „Brodin Klüten“ — in Fett geradezu schwimmende Klöße, eine ganze gehäufte Pfanne voll. (Das Fett soll auch noch Rindertalg gewesen sein! Dafür kann ich mich aber nicht verbürgen.) Jedenfalls war es ein Essen, das den Hungrigsten mit Sicherheit sättigte. So sollte und mußte es sein!

Dr. Harken sen., Dorum



Das Gebäude des Übersee-Museums am Bremer Bahnhofsvorplatz

Übersee-Museum Bremen 75 Jahre

Lange Zeit nannte man es Städtisches bzw. Staatliches Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde. Dem Volksmund war diese Bezeichnung zu umständlich; in Bremen sprach man einfach vom „Museum“. 1952 beschloß der Senat dann: das 1893 bis 1895 neben dem Hauptbahnhof erbaute Gebäude heißt „Übersee-Museum“. Die neue Bezeichnung setzte sich dann schnell durch. Unter „Übersee“ konnte man sich in Bremen viel vorstellen. Dieses Museum ist in diesen Tagen 75 Jahre alt. Eine einst stolze und Weltruf besitzende und auch heute durchaus respektable Einrichtung hat Geburtstag.

Eine Geschichte des Überseemuseums gab es bisher nicht. Greifbar war bislang nur eine 1928 erschienene Schrift „Zur Geschichte des Städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde“ mit dem Wortlaut der Ansprache zur Eröffnung am 15. Januar 1896 und zur Wiedereröffnung nach dem Erweiterungsbau im Juli des Jahres 1911. Über die Geschichte der einzelnen Sammlungen gibt es nur wenige Aufsätze, in denen das spezielle Schicksal allein der naturkundlichen Gebiete behandelt wird.

Der weltberühmte Museumsdirektor Professor Hugo Schauinsland (1887—1933) gibt in seiner 1904 erschienenen Darstellung der von ihm 1895 gestalteten Schausammlung nur einen Hinweis, daß die Schätze, die er verwaltet, auf einen doppelten Grundstock zurückgehen: auf das „Naturalienkabinett“ der ehemaligen „Gesellschaft Museum“, das 1875 der Freien und Hansestadt Bremen geschenkt wurde, sowie auf die Sammlungen von völkerekundlichen Gegenständen und Waren, die aus Anlaß der von der Kaufmannschaft 1890 im Bürgerpark veranstalteten Handelsausstellung zusammengebracht wurden und nach Schluß der Ausstellung der Stadt ebenfalls zum Geschenk gemacht wurden. Daneben gibt es nur noch wenige museums-geschichtliche Arbeiten.

Jetzt legt anläßlich des Jubiläums des Überseemuseums sein langjähriger Mitarbeiter, der Völkerkundler und Geograph Dr. Herbert Abel, erstmalig eine umfassende Geschichte dieses Hauses vor. Bereits seit den 50er Jahren beschäftigt sich Abel mit dem Gedanken, unter chronologisch-historischem und personellem Aspekt die Vita dieses Bremischen Museums zu schildern. Das ist jetzt auf ebenso authentische wie umfangreiche und dabei — wie man schnell feststellen wird — durchaus nicht langweilige Weise geschehen. Interessant ist das Buch vor allem auch deswegen, weil daraus zugleich eine Schauinsland-Biographie und so etwas wie eine kleine Wirtschafts- und Geistesgeschichte Bremens dieser Zeit geworden ist.

Denn Bremische Kaufleute, Reeder und Gelehrte waren stets bemüht, den Bestand des Museums durch Geschenke und Zuwendungen zu bereichern. So entstanden im Verlauf vieler Jahrzehnte Sammlungen, die in ihrer Fülle eindrucksvoll sind und immer noch Tausende von Besuchern anziehen. Durch die rapide technisch-gesellschaftliche Entwicklung auch in Übersee, besonders in den Ländern Schwarzafrikas, wurde die einst als aktuelle Information gedachte Ausstellung inzwischen zu einer historischen Dokumentation heute unwiederbringlichen Kulturgutes. Von welcher Qualität die Schätze sind, darüber läßt Herbert Abel keinen Zweifel.

Doch der historische Aspekt des Museums macht ihm auch zu schaffen. Auch mit dem inzwischen arg historisch anmutenden baulichen Zustand setzt sich der Autor dieses detaillierten und um Gerechtigkeit bemühten „Inside-Reports“ auseinander. Dabei keimt berechtigte Hoffnung auf, daß sich die Absichten des Senats zur wesentlichen baulichen Veränderung nun bald verwirklichen lassen. Denn die Besucherzahlen des äußerlich veralteten Museums stagnieren — das Haus zeigt keine neuen Aspekte mehr, attraktive Sonderausstellungen sind schwer geworden, schon aus Raumgründen. 1969 zählte man rund 255 000 Besucher. Schon gegen Ende der 50er Jahre wurde, wie Herbert Abel schreibt, der Ruf laut, im Überseemuseum nicht nur zu sehen „wie es war“, sondern auch „wie es ist“. Das schwierige Thema „Aktualisierung des Museums“ ist hier angesprochen. Abel läßt keinen Zweifel daran, daß man dieser Forderung nur schwer nachkommen kann, wenn keine wesentlichen baulichen Veränderungen an dem ungenügend räumlich gegliederten und vollkommen „unterbelichteten“ alten Haus vorgenommen werden.

Die Völkerkunde, meinte der Autor, solle weiterhin in den Lichthöfen bleiben, aber in den Seitengängen beispielsweise solle man die neuere Entwicklung vor allem Schwarzafrikas auch in der Kunst zeigen. Insgesamt müsse die Tendenz zur exemplarischen Beschränkung fortgesetzt werden. Wer das Museum heuer besichtigt und sich bemüht, das Thema unter dem Gesichtspunkt moderner Museums- und Ausstellungstechniken zu sehen, kann dem Autor nur voll beipflichten.

Nach Meinung des Buches, das den auch wohl im Hinblick auf die Zukunft programmatisch gemeinten Titel „Vom Raritätenkabinett zum Bremer Überseemuseum“ trägt (Verlag Friedrich Röver, Bremen, 252 Seiten mit über 200 Abbildungen, 36 DM), sollte man bei der Völkerkunde den Schwerpunkt auf Schwarzafrika als dem tropischen Ergänzungsraum Europas setzen, und die gutver-

tretenen Sammelgebiete Ostasien und Südsee weiter pflegen sowie die einmaligen Wasserfahrzeuge im Mittelpunkt der Betrachtung behalten. Alle anderen völkerekundlichen Dinge (und es gibt soviel davon) sollten magaziniert werden und später dann periodisch unter notwendigen modernen vergleichenden Gesichtspunkten wieder in Sonderausstellungen gezeigt werden. Kein Zweifel, daß diese Konzeption wieder neues Interesse für das Museum wecken würde. Auch die zoologische Schausammlung sollte nach Meinung des Autors weiter ausgebaut werden.

Nach 1945 war eine Nachbildung des alten „Schausland-Museums“ mit seiner auf Totalität der Anschauung und Verknüpfung gerichteten Museumsdokumentation nicht mehr möglich; sie wäre wohl auch nicht sinnvoll gewesen. Doch man hat, wie aus diesem Buch zu erfahren ist, Sinnvolles übernommen: so die Schaugruppen und Lebensgemeinschaften und die spezielle bremische Note des Museums, die weiter erhalten bleiben soll. Bauliche Behinderungen machten bisher eine strenge und logische regionale Gliederung der Ausstellung unmöglich.

Seit 1957 widmete man sich mehr als davor der Ordnung und der heute noch nicht zum Abschluß gekommenen Katalogisierung der Bestände und der (noch als unzureichend empfundenen) Etikettierung und Beschriftung der Ausstellungsstücke. Viel ist noch zu tun. Herbert Abel weiß das und sagt es auch in diesem Buch aus der Feder eines der letzten, der aus persönlicher Kenntnis und Erfahrung einen umfassenden Überblick über die Entwicklung des Museums und seiner leitenden Männer geben kann. Das Buch bietet darüber hinaus eine seltene Gelegenheit festzustellen, was in Bremen auf den Sammelgebieten des Überseemuseums an Forschung geleistet und an wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht wurde.

Der verantwortlichen Öffentlichkeit gegenüber darf man Herbert Abels Monographie ruhig den Charakter eines Weißbuches zuerkennen. Seht, was da ist und was man damit machen könnte! Auf den neuen Direktor, der auf den verdienstvollen, in diesen Tagen in den Ruhestand tretenden Prof. Dr. Hermann Friedrich folgen wird, warten keine geringen Aufgaben. Aber auch die Chancen sind nicht gering, sofern die Stadt gewillt ist, „ihrem“ Museum das Image kräftig aufzupolieren.

Günter Bastian, Bremerhaven

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von jährlich 3,60 DM. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzien & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 136 95. Schriftleitung: Gert Schledttrien, Bremerhaven-G., Georgstraße 90.